

Unverkäufliche Leseprobe



Eva Gruberová / Helmut Zeller
Taxi am Shabbat

Eine Reise zu den letzten Juden Osteuropas

2017. Rund 272 Seiten mit ca. 19 Abbildungen.
Klappenbroschur
ISBN 978-3-406-71297-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/20294867>

Eva Gruberová

Helmut Zeller

Taxi am Shabbat

**Eine Reise zu den
letzten Juden Osteuropas**

C.H.Beck

Mit 19 Abbildungen und einer Karte
© Peter Palm, Berlin

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017

Satz, Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik und Typografie, Michaela Kneißl
unter Verwendung eines Fotos von David Turnley/Corbis/gettyimages

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 71297 5

www.beck.de

Inhalt

Vorwort	6
Tschechien – «Ich hatte keine Ahnung, dass es irgendwo eine Synagoge gibt». Der lange Weg von «zionistischen Provokateuren» zu respektierten jüdischen Gemeindegliedern	9
Slowakei – «Hören Sie auf Gottes Stimme und helfen Sie uns in unserem tiefsten Unglück». Das Ringen um die Definitionsmacht, wer Täter und wer Opfer ist	49
Ungarn – «Ich bin die Renaissance des Judentums». Leben in einem Land zwischen Selbstbewusstsein und Bedrohung	81
Polen – «Wir erinnern uns, aber wir schauen in die Zukunft». Wie man eine polnische und eine jüdische Identität haben kann	115
Weißrussland – «In jedem Weißrussen steckt im Grunde ein Jude». Die Kunst, in Frieden zu leben und unsichtbar zu bleiben	153
Litauen – «Die hübschesten Mädchen sind schon weg». Die Erinnerung verdrängen, bis es nicht mehr weh tut	189
Ukraine – «Ich will die Kinder nicht nur für Odessa, sondern für die Welt retten». Die Nachwirkungen des Schreckens in einem zerrissenen Land	223
Bibliographie	263
Bildnachweis	268
Karte	270

Vorwort

«Für den Westen waren wir nach der politischen Wende unsichtbar, bestenfalls stellte man sich uns als tanzende Chassiden vor.» Der tschechische Landesrabbiner Karol Sidon, ein ehemaliger Dissident, kennt nur zu gut die Klischees und Vorurteile, die osteuropäischen Juden noch heute, ein Vierteljahrhundert nach der Wende, begegnen. Auf unseren Reisen nach Ungarn, Tschechien, Polen, Litauen, Weißrussland, in die Slowakei und die Ukraine wollten wir die Schicksale der Menschen in Erfahrung bringen, die den Holocaust überlebt hatten, nach ihrer Rückkehr aus den Lagern aber unerwünscht waren und erneut litten: Ihr Eigentum hatten sich andere angeeignet, von kommunistischen Regimen wurden sie verfolgt und zur Assimilation gezwungen. Vielerorts mussten Überlebende wieder um ihr Leben fürchten, allein in Polen kamen bei Pogromen nach 1945 etwa 1500 Juden ums Leben. Als Reaktion darauf änderten viele ihre Namen, wendeten sich vom Glauben ab, heirateten Nichtjuden und verschwiegen ihre jüdische Herkunft. Der Niedergang der kommunistischen Regime brachte eine Wende, doch die Rückbesinnung auf die eigene Tradition und Geschichte fällt schwer. Erst jetzt entdeckten viele junge Osteuropäer ihre jüdischen Wurzeln, so manchen stürzte das in eine Identitätskrise. Für den Rabbiner Karol Sidon liegt die Zukunft des Judentums in Osteuropa in der Orthodoxie. Dagegen spielen etwa in Krakau die halachischen Gebote keine so große Rolle mehr. Nichtjüdische Mitglieder sind willkommen, gerade auch in kleineren Städten mit ihren überalterten Gemeinden. Die Alten fahren mit dem Taxi vom Shabbat-Abendessen im Jüdischen Gemeindezentrum JCC – der Fußweg wäre unzumutbar – zu ihren Wohnungen am Stadtrand. Manche Beobachter sprechen von einem virtuellen Judentum, kritisieren auch die Kommerzialisierung des jüdischen Erbes. Aber hinter all dem «jüdischen Kitsch», der in Städten wie Prag oder

Krakau angeboten wird, gibt es ein wirkliches jüdisches Leben. Wir haben den Aufbruch gesehen: in Krakau, Budapest, Prag, Kiew oder Odessa. Wird es aber so bleiben? Viele Junge sehen ihre Zukunft aus wirtschaftlichen Gründen und auch wegen der zunehmenden Judenfeindlichkeit eher in den USA oder in Israel. Von einer Renaissance des jüdischen Lebens, wie vielerorts behauptet, würden wir deshalb nur bedingt sprechen.

Unsere Reisen führten uns in eine durch den nationalsozialistischen Massenmord verloren gegangene Welt, das einstige Herzland der jüdischen Diaspora in Europa. 80 Prozent der heutigen Juden haben ihre Wurzeln in Ostmitteleuropa. Heute leben in den postkommunistischen Ländern nur noch ungefähr drei bis vier Prozent der weltweit insgesamt 14,2 Millionen Juden. Wie sehen sie sich, welche Zukunft erhoffen sie sich? Viel hängt davon ab, ob die jüdische Geschichte den ihr zustehenden Platz in den nationalen Erinnerungskulturen einnehmen wird. Danach sieht es nicht aus: In den postkommunistischen Staaten, die um ihre Selbstbestimmung und Identität ringen, erstarken nationalistische, fremdenfeindliche und antisemitische Bewegungen. Ein Opferstreit trübt den Blick auf die schmerzvolle Geschichte: Die ethnischen Mehrheitsgesellschaften stellen ihr Leid im 20. Jahrhundert über das der Juden, Diskussionen über die Kollaboration mit den Deutschen und die Beteiligung nicht weniger Ukrainer, Slowaken, Polen oder Ungarn am Holocaust lösen eine starke emotionale Abwehr aus. Wer hätte gedacht, dass 26 Jahre nach der wieder gewonnenen Freiheit ins slowakische Parlament eine rechtsextreme antisemitische Partei einzieht, oder dass der Westukrainer Stepan Bandera, dessen Organisation der Ukrainischen Nationalisten am Judenmord beteiligt war, zum Nationalhelden erklärt wird. Die hoch betagten Holocaust-Überlebenden im Altenheim Ohel David in Bratislava fragen sich ängstlich, ob es wieder einmal so weit ist? Erneut werden «die Juden» in einem Atemzug mit den kommunistischen Verbrechen genannt, womit man ihnen unterstellen will, sie selbst hätten Schuld am Holocaust gehabt. Seit den 1990er Jahren gibt es Versuche, den Genozid zu verharmlosen und zu relativieren. In das Europa des noch jungen 21. Jahrhunderts ist der Hass

zurückgekehrt, im Westen gar mit tödlichen Anschlägen auf Juden. 2016 beklagte der Europarat einen schwelenden Antisemitismus, vor allem in osteuropäischen EU-Ländern. Doch Brüssel reagiert nicht. Diese Entwicklung gefährdet die viel beschworene demokratische Wertegemeinschaft in ihrem Kern. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Der Holocaust wurde von Deutschland geplant und systematisch ausgeführt. Osteuropa hat jedoch seine eigene mörderische Vergangenheit, der es sich stellen muss, fordert der Historiker Jan T. Gross. Deutschland hat dazu Jahrzehnte gebraucht. Ob das ohne Anstöße von außen geschehen wäre, ist fraglich.

Wir sprachen mit Holocaust-Überlebenden, Rabbinern, Vertretern der jüdischen Gemeinden, jüdischen Intellektuellen und Studenten, Arbeitern und Rentnern. Für uns als Journalisten stehen die einzelnen Menschen im Vordergrund, ihre Schicksale betten wir in die Mikrogeschichten der Regionen ein, in denen sie heute leben. All unseren Gesprächspartnern, die uns ihr Vertrauen schenkten, möchten wir an erster Stelle danken. Für Rat und Hilfe danken wir Dr. Júlia Vajda, Ágnes Böhm, Prof. Ágnes Heller und Stefan Hajdu (Budapest), Dr. Boris Zabarko (Kiew), Roman Schwarcman (Odessa), Pavel Rubín und Milan Augustín (Karlsbad), Birgit Matuscheck-Labitzke und Katalin Szegö (München) sowie Jana Šplíchalová (Prag). Für aufklärende Gespräche danken wir zwei ehemaligen Botschaftern in Weißrussland: Yosef Shagal (Israel) und Miroslav Mojžita (Slowakei). Wir danken dem IBB «Johannes Rau» Minsk für seine Unterstützung. Unser großer Dank gilt unserer Lektorin, Dr. Christine Zeile. Sie hat uns über alle Hindernisse hinweg begleitet und fachlich wie menschlich in bester Weise betreut. Dem Verlag C.H.Beck danken wir für die Aufnahme ins Programm, dem Programmleiter des Bereichs C.H.Beck Paperback, Dr. Sebastian Ullrich, für seine Unterstützung, ebenso Carola Samlowsky für die kritische Durchsicht des Manuskripts. Danken möchten wir auch der Robert Bosch Stiftung (und dem Literarischen Colloquium in Berlin), die die Arbeit an diesem Buch im Rahmen des Programms «Grenzgänger» großzügig gefördert hat, ebenso der Stiftung *die Schwelle* in Bremen und der Ursula Lachnit-Fixson Stiftung in Berlin.

Tschechien

**«Ich hatte keine Ahnung,
dass es irgendwo eine Synagoge gibt»**

Der lange Weg von «zionistischen Provokateuren»
zu respektierten jüdischen Gemeindemitgliedern



Jüdisches Rathaus in der Maiselgasse in Prag

Seit gut zwanzig Minuten bahnt sich die Tram 18 schon ihren Weg durch die verstopften Prager Straßen. Dann hält sie an der Haltestelle «Zentrales Militärkrankenhaus» im Villenviertel Strěšovice. Im vierten Stock eines seitlich gelegenen Pavillons klebt an der Tür die Aufschrift «Abteilung für Kriegsveteranen». Eine alte Frau mit Brille und prüfendem Blick öffnet die Tür. «Miloš wartet schon», sagt sie. Ihr Lebensgefährte bekommt gerade seine tägliche Insulinspritze und scherzt gut gelaunt mit der jungen Krankenschwester. Miloš Kocman wirkt gebrechlich, aber sein Gedächtnis und seine geistige Frische sind beeindruckend. «Kennen Sie den Unterschied zwischen der Gestapo und dem kommunistischen Geheimdienst?», fragt der 91-Jährige und grinst erwartungsvoll. Die Antwort gibt er gleich selbst. «Die Gestapo wollte von den Menschen die Wahrheit wissen. Der kommunistische Geheimdienst zwang sie, auch das zuzugeben, was sie nicht getan hatten.» Miloš Kocman hat beides erfahren. Er war 21, als ihn zwei Gestapo-Männer an seinem Arbeitsplatz in der Prager Rüstungsfirma Avia verhafteten und in ihre Zentrale im Petschek-Palais brachten. In der berüchtigten Abteilung 400, dem Referat zur Bekämpfung des Kommunismus, band man ihm Hände und Füße zusammen. Sie wollten Namen. Die Schläge prasselten auf seinen Hintern. Der Schmerz war nicht auszuhalten. «Miloš Lederer!», schrie er. Er log nicht, allerdings war sein Freund zu diesem Zeitpunkt bereits tot. «Es ging darum, Zeit zu gewinnen. Verstehen Sie?»

Prag, vielfach umkämpft

Am 15. März 1939, kurz vor neun Uhr, rumpelten über die verschneiten Prager Straßen die ersten deutschen Panzer. Am Abend war die Stadt besetzt. Miloš Kocman, Sohn einer bitterarmen Familie, schloss sich kurz nach der Errichtung des «Protektorats» dem kommunistischen Widerstand an. Als Anführer einer fünfköpfigen Gruppe von jungen Gymnasiasten gab er die verbotene Parteizeitung «Rotes Recht» heraus. Am Morgen des 27. Mai 1942 griffen in der Nähe einer Straßenbahnhaltestelle im Prager Vorort Libeň zwei tschechoslowakische Fallschirmspringer den dunkelgrünen Mercedes des stellver-

tretenden Reichsprotektors Reinhard Heydrich an. Einige Tage später starb der SS-Obergruppenführer an den Folgen seiner Verletzungen. 1300 Menschen wurden in einem Racheakt ermordet, zwei tschechische Dörfer, Lidice und Ležáky, dem Erdboden gleichgemacht, die männlichen Dorfbewohner über 16 erschossen, Frauen und Kinder in die Konzentrationslager deportiert. Ein Jahr später wurde Miloš Kocman verhaftet. Neun Monate verbrachte der junge Kommunist im Prager Gefängnis Pankrác, bevor ihn die Gestapo in die Kleine Festung nach Theresienstadt verlegen ließ. Da er perfekt Deutsch sprach, arbeitete er in der SS-Kantine. Niemand ahnte, wer der junge Mann war, der die Offiziere bediente. «Wie kommen Sie darauf!», spielte er den Empörten, wenn man ihn fragte, ob seine Mutter etwa eine Jüdin sei. Ihr Mädchenname war Elsner, das klang verdächtig. Damals ahnte er nicht, dass er es ihr zu verdanken hatte, noch am Leben zu sein. Als Angestellte der Prager jüdischen Gemeinde hatte sie seinen Namen aus der Kartei entfernt. Ende 1944, nach mehreren Gestapo-Verhören und Gefängnissen, wurde Miloš Kocman in die Haftanstalt des Oberlandesgerichts nach Dresden überstellt. Die Anklage lautete auf Hochverrat. Er wäre hingerichtet worden – wenn auf Dresden in der Nacht auf den 15. Februar 1945 nicht alliierte Bomben gefallen wären. Im Feuerinferno gelang ihm die Flucht.

Es duftete nach Flieder, als er am 9. Mai 1945 über das zerstörte Kopfsteinpflaster Prags ging. Um Geld zu verdienen, meldete er sich als Lehrer für das entvölkerte Grenzgebiet, studierte extern Jura und schaffte in nur drei Jahren das Staatsexamen. Mit der kommunistischen Machtübernahme im Februar 1948 ging für ihn ein Lebenstraum in Erfüllung. Nach dem schrecklichen Krieg war der Sozialismus doch das Beste, was den Menschen passieren konnte, davon war er überzeugt. Seine Herkunft aus der Arbeiterklasse, die frühe Parteizugehörigkeit, sein Widerstand während des Protektorats machten aus ihm einen zuverlässigen Parteigenossen und katapultierten ihn direkt ins Zentrum des neuen Staatssicherheitsapparates. Er fing bei der Spionageabwehr an, wollte nach Nazi-Kollaborateuren suchen und sie vor Gericht bringen. Schon bald musste er aber feststellen,



Miloš Kocman zeigt ein Plakat, mit dem er am 17.11.1989 gegen das Regime protestiert hatte.

dass der Geheimdienst ganz andere Ziele verfolgte: «Man wollte sie enttarnen und für die Mitarbeit gewinnen.» Enttäuscht wechselte er in eine andere Abteilung, analysierte von nun an Verhörprotokolle und beriet Ermittler. Mit den Ausreden der Verhörten konnte er sich bestens aus, hatte er sie als Opfer in Gestapo-Verhören doch selbst verwendet. Mit Beginn des Kalten Krieges unterwanderten Nachrichtendienste in Ost und West ihre jeweiligen Gegner. Es gab Doppelagenten, im Land tummelten sich auch einige Ex-Nazis, angeheuert vom amerikanischen Geheimdienst. Miloš Kocman deckte ihre Netzwerke auf. «Gute Erkenntnisse lieferte uns damals die Aktion Grenzstein», erzählt er stolz von einer der umstrittensten Aktionen des frühen tschechoslowakischen Geheimdienstes. Getarnte Agenten boten Republikgegnern und Ausreisewilligen an, dass sie sie sicher über die grüne Grenze nach Westdeutschland bringen würden. An einer eigens erbauten Grenzanlage warteten auf sie englischsprachige Mitarbeiter der Staatssicherheit in Uniformen des US-Militärgeheimdienstes CIC. Die nichtsahnenden Flüchtlinge, die sich im Westen wähnten, erzählten bereitwillig über ihre Tätigkeit und gaben Kontaktpersonen preis. Erst vor einigen Jahren begann in Tschechien die historische Aufarbeitung der heimtückischen Aktion, die zwischen 1948 und 1951 Dutzende Menschen in kommunistische Gefängnisse gebracht hatte.

Miloš Kocman findet daran nichts Verwerfliches. «Es waren Bewaffnete und Spione dabei, die uns schaden wollten», wehrt er sich beleidigt. Aber die Menschen wollten doch nur Freiheit? «Das waren nur wenige.» Miloš Kocman hatte das Leid der deutschen Okkupation selbst erfahren und kein Verständnis für Gegner der neuen Gesellschaftsordnung. Er wollte ein guter Kommunist sein. Sein Glaube an eine gerechte Gesellschaft ohne Klassenunterschiede war unerschütterlich. Erst spät merkte er, dass Kriegsgewinnler, Gauner und Bürokraten nur auf ihre Karriere aus waren.

Der Angeklagte bittet um die Todesstrafe

Seit 1949 geriet der tschechoslowakische Geheimdienst zunehmend unter die Kontrolle des KGB. Die Agenten aus Moskau sollten «bourgeoise Elemente» und Tito-Anhänger entlarven und aus der Partei sowie Staatsämtern entfernen. Ins Fadenkreuz gerieten Kommunisten, die während des Krieges im Exil oder in den Lagern waren, sowie Juden in hohen Parteipositionen. Sie galten als Zionisten und Spione des Westens. Als wichtiges Instrument der sowjetischen Macht in den Satellitenstaaten erwiesen sich die Schauprozesse. In der Tschechoslowakei begannen die Verhaftungen 1950, kurz nach dem Prozess gegen den Außenminister László Rajk in Ungarn. Es verging kaum eine Woche ohne Festnahmen. Im Januar 1951 wurde der ehemalige Spanienkämpfer Osvald Závodský, Miloš Kocmans Vorgesetzter, verhaftet und drei Jahre später hingerichtet. «Die Atmosphäre, die Anfang 1951 in Prag herrschte, war beinahe so schlecht wie während des Krieges», schrieb in ihrem Buch «Eine Jüdin in Prag» die Auschwitz-Überlebende Heda Margolius-Károly. Ihr Mann Rudolf, Vize-Außenhandelsminister, war einer der 14 Parteifunktionäre, die im November 1952 auf der Anklagebank saßen. Bis auf drei waren alle Juden, was der Ankläger während des Prozesses mehrmals süffisant betonte. Als Kopf der angeblichen trotzkistisch-zionistischen Verschwörung galt der jüdische Generalsekretär der Partei, Rudolf Slánský. Die Angeklagten mussten vorgefertigte Texte, in denen sie sich selbst als Feinde bezichtigten, auswendig lernen. Den ganzen

Prozess übertrug der Rundfunk. Er sei «ein Spion der amerikanischen Imperialisten» und «ein Agent des Zionismus», sagte Slánský über sich und bat den Richter um seinen Tod. Die perfide Propaganda zeigte Wirkung: Die öffentlichen Geständnisse täuschten sogar manche Familienangehörige der Angeklagten, die für die «Verräter» die Höchststrafe verlangten. Am 3. Dezember 1952 wurden elf der 14 Angeklagten gehängt, ihre Leichen verbrannt und die Asche an einem unbekanntem Ort verstreut. Es war der traurige Höhepunkt des stalinistischen und antisemitischen Terrors in einem einst demokratischen Land.

Vize-Außenminister Artur London kam mit dem Leben davon. Miloš Kocmans Lebensgefährtin Zuzka kannte ihn. Die Theresienstadt-Überlebende arbeitete damals in seinem Ministerium als Fremdsprachenkorrespondentin. Er riet ihr nach Slánskýs Verhaftung, sofort ihren Arbeitsplatz zu wechseln. Sie hörte auf ihn. Die landesweite Verhaftungswelle traf auch Juden, die man als Zeugen missbrauchen wollte. «Wenn er über die Juden sprach, zitierte er aus einem Buch über die Rothschilds, sagte, dass wir Juden die Weltherrschaft anstreben würden. Als ich ihm entgegnete, dass die Gestapo und die SS früher genauso sprachen (...), schlug er mich in die Brust und schleuderte meinen Kopf gegen die Wand (...). Während der ganzen Zeit beschimpfte er mich als jüdisches Schwein», erzählte Adolf Reich 1963 der Untersuchungskommission des Tschechoslowakischen Innenministeriums über seinen Peiniger im Prager Pankrác-Gefängnis. Der jüdische Rentner aus der Slowakei saß dort von 1951 bis 1953 und sollte gegen Slánský aussagen, einen Mann, den er nicht kannte. Der Kampf gegen den Zionismus, womit die Juden gemeint waren, blieb mit Ausnahme der sechziger Jahre fester Bestandteil der kommunistischen Politik.

«Ich war damals nur ein kleiner Fisch.» So erklärt sich Miloš Kocman, warum man ihn in Ruhe ließ. Gleich nach der Ankunft der sowjetischen «Berater» wollte er die Spionageabwehr verlassen. Einige Kollegen begannen, hinter seinem Rücken seine jüdische Herkunft zu thematisieren. Anfang 1951 gelang es ihm, in die Zentrale Parteischule zu wechseln. Er blieb dort bis 1953, dem Jahr von Stalins Tod. Die

jüdische Bevölkerung der Tschechoslowakei stand nach dem Slánský-Prozess unter Schock. Viele veränderten aus Angst ihre jüdisch klingenden Namen, kaum jemand traute sich noch, außerhalb der eigenen vier Wände über seine jüdische Identität zu sprechen. Der neue Wind kam ausgerechnet aus Moskau. Nach Chruschtschows Geheimrede auf dem 20. Parteitag der KPdSU, in der er Stalins Verbrechen kritisierte, öffneten sich in allen Staaten des sowjetischen Einflussbereiches die Gefängnistore. Heraus kamen gebrochene, ausgemergelte Menschen, die meistens so krank waren, dass sie kurze Zeit später starben. Miloš Kocman absolvierte 1957 die Diplomatenschule und bekam eine Stelle in der juristischen Abteilung des Prager Außenministeriums. Die neue Führung suchte nach Kommunisten, die mit dem Stalinismus nichts zu tun hatten. Er zählte zu den wenigen Juden, die in der poststalinistischen Tschechoslowakei noch einen wichtigen Partei- oder Staatsposten bekleideten. An einen Austritt dachte er keine Sekunde. Er war überzeugt, dass die Partei aus ihren früheren Verfehlungen gelernt hatte. Mit seinem Glauben an ihre Reformfähigkeit stand er nicht allein. Viele bekannte tschechische und slowakische Intellektuelle, darunter spätere Wortführer des Prager Frühlings, Milan Kundera, Ladislav Mňačko oder Pavel Kohout, waren wie er Kommunisten. Den Prager Frühling erlebte der begeisterte Dubček-Anhänger Kocman als Diplomat in Peking. Als er von dessen Festnahme in Moskau erfuhr und im Fernsehen die verzweifelten Prager am Wenzelsplatz sah, regte sich in ihm der alte Widerstandsgeist. Mit bewegter Stimme erzählt der 91-Jährige, wie er und andere Diplomaten in China ihren eigenen «Prager Frühling» organisierten. «Wir verteilten in Botschaften der Länder des Warschauer Paktes Protestflugblätter, warben für die Reformen, forderten die Freilassung Dubčeks sowie den Abzug der Panzer aus Prag.» Die Parteirebellen wurden nach Prag zurückbeordert. 1970 schloss ihn die Partei aus, an deren Reformierbarkeit er trotz stalinistischer Verbrechen, Antisemitismus und Israelfeindlichkeit all die Jahre geglaubt hatte. «Ich war ein sozialistischer Narr», sagt Miloš Kocman rückblickend. An der Idee einer klassenlosen und gerechten Gesellschaft findet er dennoch nichts Negatives. Das unterscheidet ihn von vielen Tsche-

chen, die früher stramm auf Parteilinie standen und nach der politischen Wende über Nacht glühende Antikommunisten geworden sind.

Zuzka erwacht aus ihrem Nickerchen und wirft ihm besorgte Blicke zu, weil er schon seit Stunden redet. Miloš Kocman zieht aus einem Dokumentenstapel ein Plakat heraus. Er steht auf und hält es stolz vor die Kamera. «Kampf für Freiheit, Demokratie, gegen die Totalität.» Damit nahm er am 17. November 1989 teil an der «Samtenen Revolution», jenem gewaltfreien Protest der Prager Studenten, der das Ende des totalitären Systems in der Tschechoslowakei einleitete. Er war damals 67 Jahre alt. Auch ein Vierteljahrhundert nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes, ärgert Miloš Kocman sich, herrsche in der Gesellschaft das Geschichtsbild von heldenhaften Tschechen und passiven jüdischen Opfern vor. Dabei kämpften allein in den tschechoslowakischen Exilarmeen an die 60 000 tschechische und slowakische Juden, viele waren wie er im kommunistischen oder bürgerlichen Widerstand. Im staatlichen Verband der antifaschistischen Kämpfer waren Juden aber nicht willkommen. «Wir sind nicht daran interessiert, Gruppierungen zu glorifizieren, die passiv in die Gaskammer gingen, ohne Widerstand zu leisten», hetzte der erste Verbandspräsident Jan Vodička.

Anfang der neunziger Jahre trat Miloš Kocman der jüdischen Gemeinde bei. Im Alter kommen die Erinnerungen an seine Kindheit zurück, an seine geliebte Großmutter, die in Treblinka vergast wurde. Als er einmal ausländischen Freunden das ehemalige jüdische Viertel zeigen wollte, rief er im Büro der Gemeinde an und bat um den besten Fremdenführer. So kam Zuzka in sein Leben. Beide waren verwitwet und wurden späte Lebensgefährten. Heute gehören sie zu den etwa 400 Holocaust-Überlebenden in der Tschechischen Republik. «Ich fühle mich als Jude», sagt ein Mann, dessen einzige Religion früher der Kommunismus war. Es seien vor allem die Kultur und die Ethik des Judentums, die ihm imponierten. «Ich war aber schon immer gern in der Gesellschaft von Menschen, die Ähnliches erlebten. Das hat mit Vertrauen zu tun.» Der 91-Jährige stockt und sucht nach den richtigen Worten, was es für ihn bedeutet, ein Jude zu sein. «Ich

fand im Judentum mein Zuhause, das ich so lange suchte», sagt er dann und wischt sich die Tränen aus den Augen.

Glanz und Trauer der Prager Judenstadt

Der 72 Jahre alte Landesrabbiner Karol Sidon, ein humorvoller Mann mit Herz und Verstand, empfängt in seinem Büro im Jüdischen Rathaus. Sein Schreibtisch ist übersät von Papieren, dazwischen steht ein Aschenbecher. Nur in Prag, nirgendwo sonst in der Diaspora besaßen Juden ein eigenes Rathaus. In dem spätbarocken Gebäude in der Maiselgasse entschied einst der Ältestenrat über alle wichtigen Angelegenheiten der Judenstadt und sprach Recht. Durch das offene Fenster dringt Straßenlärm herein. Das Jüdische Rathaus liegt nicht weit weg von einer der Hauptsehenswürdigkeiten Prags, dem Alten jüdischen Friedhof. Zwölftausend verwitterte, schiefe und abgesunkene Grabsteine drängen sich dort zusammen und zeugen vom katastrophalen Platzmangel im mittelalterlichen Ghetto. Das berühmteste Grabmal ist das von Judah Löw ben Bezalel, besser bekannt als Rabbi Löw. Der Talmudgelehrte, ein Zeitgenosse Kaiser Rudolfs II., genoss schon zu seinen Lebzeiten hohes Ansehen. Richtig berühmt machte ihn aber erst eine Legende. Sie schrieb ihm die Erschaffung des Golems zu, jenes geheimnisvollen Riesen aus Ton und Lehm, der die Juden im Ghetto vor Pogromen schützte. Auch Rabbi Löw ist es zu verdanken, dass die rudolfinische Periode in die Geschichte Prags als das goldene Zeitalter von Wissenschaft, Kunst und Kultur einging. Unter der Regentschaft des kunstliebenden Habsburgers Rudolfs II., der 1576 den böhmischen Thron bestieg, erlebten die Prager Juden ihre beste Zeit. Ungefähr 7000 Menschen lebten damals im Ghetto, in dem Kultur und Gelehrsamkeit blühten. 1620, nach der Niederlage der protestantischen Stände in der Schlacht am Weißen Berg, verlor das Königreich Böhmen seine Selbständigkeit und wurde für weitere 300 Jahre von Wien aus regiert. Die Prager Judenstadt entwickelte sich zum größten jüdischen Zentrum Europas, hatte eine autonome Stellung und verfügte über Sonderrechte auf religiösem Gebiet. Doch das blieb nicht so. Die Wiener Regentin Maria Theresia ließ alle Juden im Februar

1745 aus der Stadt vertreiben, weil sie glaubte, böhmische Juden trügen Schuld an ihrer Niederlage gegen die Preußen. Einige Monate später nahm sie ihre Anweisung zurück, der wirtschaftliche Schaden fiel durch die ausbleibenden Steuern doch zu hoch aus. Deutlich besser erging es den Juden unter ihrem Sohn Josef II. In Prag lebten damals 80 000 Einwohner, etwa ein Zehntel von ihnen im Ghetto. Zum ersten Mal seit ihrer Ansiedlung in böhmischen Ländern durften die Juden öffentliche Schulen und Universitäten besuchen, ein Handwerk erlernen und sich außerhalb des Ghettos niederlassen. Jeder, der es sich leisten konnte, zog aus. 1850 wurde das Viertel als fünfter Stadtteil an Prag angegliedert und zu Ehren Josefs II. in Josefov umbenannt. Der neue Stadtteil war ein schmutziges Labyrinth von ineinander verschachtelten Häusern, verborgenen Verbindungsgängen und engen Gassen. 1897 begann der Abbruch. 260 Gebäude fielen dem radikalen Eingriff zum Opfer, darunter drei Synagogen. Anstelle maroder Gethtohäuser entstanden prachtvolle Jugendstilbauten.

Heute ist Josefov eines der teuersten Wohnviertel Prags. Wenn die Sonne untergeht und Touristen weg sind, scheint in manchen Ecken und Gassen die Vergangenheit wieder aufzuleben. Glanz und Trauer sind hier auf engstem Raum ineinander verwoben. Sechs Synagogen, das Rathaus und der Alte Friedhof erinnern an die einstige europäische Bedeutung der tausend Jahre alten Diaspora, die 77 297 Namen der jüdischen Naziopfer aus Böhmen an den Wänden der Pinkas-Synagoge an ihren Untergang.

1989: Wiedergeburt und Touristenattraktion

Rabbiner Karol Sidon schreibt Romane. Inwieweit er sich bei seinem neuesten Buch, das Elemente der jüdischen Mystik und der Science-Fiction-Literatur verschmilzt, von der Golem-Legende und der vielbeschworenen Magie des ehemaligen Judenviertels inspirieren ließ, ist nicht bekannt. Als Rabbiner lehnt er wie schon sein berühmter Vorgänger Rabbi Löw jeden Wunderglauben ab. Als er 1992, drei Jahre nach dem friedlichen Sturz des kommunistischen Regimes, den Posten des Oberrabbiners der Prager Gemeinde übernahm, bestand das

eigentliche Wunder darin, dass es in der Stadt überhaupt noch Juden gab. Das Durchschnittsalter der etwa 800 Mitglieder lag bei 80 Jahren. Auf den ehemaligen Dissidenten, Schriftsteller und Weggefährten Václav Havels wartete viel Arbeit. Nach jahrzehntelanger sozialistischer Lethargie dürsteten die Tschechen nach neuen geistigen Impulsen. An den Grenzübergängen zu Bayern bildeten sich Autokolonnen, jeder wollte wissen, wie die Welt hinter dem Eisernen Vorhang aussah. Alles schien möglich: In der Prager Altstadt tanzten glatzköpfige Hare Krishna-Mönche, in Kneipen rauchten Studenten Marihuana und diskutierten über die neueste Literatur. Etwa 30 000 junge Amerikaner ließen sich in den neunziger Jahren in der tschechischen Metropole, dem «Paris des Ostens», nieder. Der frühere Regimegegner und Dramatiker Václav Havel wurde Staatspräsident, in der Burg empfing er die Rolling Stones, die Rocklegende Frank Zappa ernannte er zum Kulturattaché seines Landes. Auch das frühere Judenviertel erhob sich aus seiner Erstarrung. Die grauen Gebäude erhielten einen neuen Anstrich, Cafés, Restaurants und Buchläden öffneten. Gleich mehrere benannten sich nach Franz Kafka. Das blasse, schmale Gesicht des Schriftstellers starrt bis heute von Kaffeebechern jedes Souvenirladens. Auf Prager Straßen wimmelte es von Jugendlichen mit einer Davidkette um den Hals, was weniger mit ihrem Interesse am Judentum zu tun hatte als vielmehr mit dem Hype um die damals populärste Rockband Tschechiens, die nicht-jüdische «Shalom». Touristen aus aller Welt kamen, darunter Juden aus Israel und den USA. Sie staunten über die mittelalterlichen Synagogen und fotografierten die Uhr mit hebräischem Zifferblatt auf dem Turm des Rathausegebäudes, meist ohne zu ahnen, dass hinter seinen Mauern ein authentisches jüdisches Leben erwachte. «Wir waren für sie unsichtbar, oder man stellte sich uns so vor», sagt Karol Sidon, hebt seine Arme hoch und macht einen tanzenden Chassiden nach.

Das wollte er ändern. Zehn Jahre nahm sich er sich dafür vor, danach wollte er gehen. Nach Israel, vielleicht. Aber wie schon manchen jüdischen Schriftsteller vor ihm, ließ ihn Prag nicht los. Er blieb, und in nunmehr zwei Jahrzehnten gelang es ihm, das Prager Judentum

wiederzubeleben und zu neuem Selbstbewusstsein zu führen. Mit ihren rund 1600 registrierten Mitgliedern ist die Prager Gemeinde zwar nach wie vor winzig, dafür aber erstaunlich vital. Ihren Kern bildet heute die sogenannte zweite Generation, der Altersdurchschnitt sank auf 57 Jahre. Diese Entwicklung ist umso bemerkenswerter, als der orthodoxe Rabbi von Anfang an die Religion ins Zentrum der Erneuerung stellte und streng auf die Einhaltung der Halacha, des jüdischen religiösen Gesetzes, pochte. Nur halachische Juden dürfen Mitglieder der Prager Gemeinde sein, solche also, die von einer jüdischen Mutter abstammen oder zum orthodoxen Judentum konvertiert sind. Menschen, die jüdische Vorfahren haben, aber eine nicht-jüdische Mutter, können außerordentliche Mitglieder werden. Sie dürfen jedoch weder wählen noch gewählt werden. In der überwiegend säkularen Gemeinde war damit Ärger programmiert. Viele können nicht verstehen, warum sie plötzlich keine Juden sein sollen, obwohl sie sich ihr ganzes Leben lang so fühlten und dafür Nachteile in Kauf nehmen mussten. Andere beschwerten sich, dass der Rabbiner selbst «nur» ein Konvertit ist, der jetzt alle zur Orthodoxie zwingt, obwohl vor dem Zweiten Weltkrieg Prag doch das Zentrum des progressiven Judentums in Europa gewesen sei. «Die Situation war damals ganz anders», entgegnet Karol Sidon gelassen. In der Stadt habe es mehrere funktionierende Synagogen gegeben und Menschen mit verschiedenen Ansichten. Einige waren mehr reformorientiert, die anderen orthodox. «Sie waren aber alle Juden. Das ist heute anders.» Wenn man etwas richtig bauen wolle, müsse das Fundament stimmen. Sonst drohe seiner Gemeinde die vollständige Assimilierung, der Verlust des inneren Rückgrats, wie er es nennt. «Eine Lockerung der Regeln hätte zur Folge, dass wir in zehn, zwanzig Jahren keine Juden mehr in der Gemeinde hätten, sondern Tschechen, Mähren und Slowaken.» Karol Sidon macht sich nichts vor: Ein Leben wie in einer orthodoxen Kommunität in Israel oder in den USA wird es in Prag nie mehr geben, dafür ist die Gemeinde auch zu klein. Die meisten Mitglieder sind ältere, assimilierte Juden, die sich von anderen Tschechen kaum unterscheiden. Sie fahren am Shabbat Auto, essen unter der Woche in der Gemeindegaststätte brav die kosher zubereiteten

Speisen, sonntags gibt es dann zu Hause den obligatorischen Schweinebraten. Der Rabbiner kennt die Mentalität seiner Leute, schließlich ist er hier aufgewachsen. «Wir achten auf die Regeln hier in der Gemeinde. Ich krieche niemandem in die Wohnung hinein, um zu kontrollieren, ob er zu Hause koschere Küche hat.»

Vom Dissidenten zum Landesrabbiner

Sein eigener Weg zum Judentum war nicht einfach. Als er 1942 in Prag zur Welt kam, war der Krieg noch im vollem Gange. Die Ermordung seines jüdischen Vaters 1944 in Theresienstadt verfolgt ihn, seitdem er denken kann. Nach dem Krieg heiratete seine nichtjüdische Mutter einen jüdischen Überlebenden. Ihre Tischgespräche kreisten meistens um die Vergangenheit, für die Religion interessierte sich niemand: «Ich hatte keine Ahnung, dass es irgendwo eine Synagoge gibt. Das Judentum existierte für mich nur im Zusammenhang mit der Shoah», sagt Karol Sidon. Von den 118 000 tschechischen Juden überlebten den Krieg nur 40 000, die meisten von ihnen in der Emigration. Eine große Auswanderungswelle setzte ein. 1948, nach der kommunistischen Machtübernahme, lebten auf tschechischem Gebiet etwa 15 000 Juden. Von den insgesamt neun jüdischen Gemeinden war die Prager mit 10 000 Mitgliedern die größte, bis 1950 schrumpfte die Zahl auf 3000 bis 4000. Trotz aller Repressionen gab es in der Tschechoslowakei während der gesamten sozialistischen Ära ein jüdisches Leben, wenn auch ein recht bescheidenes. Mit seiner vermeintlichen religiösen Toleranz prahlte der kommunistische Staat im Westen. Die Parteiideologen wussten, dass die Situation der Juden in der Tschechoslowakei genau beobachtet wurde. Die Gemeinden konnten arbeiten, jedoch nur unter ständiger Aufsicht der Staatlichen Behörde für Kirchenangelegenheiten, die beim Schul- und Aufklärungsministerium angesiedelt war. Sie hatten ihre eigene Presse, in manchen Großstädten konnte man legal koscheres Fleisch kaufen. Für die religiösen Zugeständnisse mussten die Gemeinden eng mit der Staatsbehörde kooperieren und absolut loyal sein. Sie waren chronisch unterfinanziert, es fehlte Geld für Friedhofs- und Gebäudesanierungen

sowie für Geistliche, ohne die die rituellen Begräbnisse und Hochzeiten, Beschneidungen und Bar Mitzvas undenkbar waren. Jeder öffentliche Auftritt, jeder Programmwurf, jedes Interview mit der ausländischen Presse wurde zensiert. In den Ordnern des Kirchenbeauftragten lagen Personalakten mit Informationen über Gemeindefunktionäre. Als verlässlich galt nur, wer Mitglied der Partei und Atheist war. Kontakte zu Israel, ganz zu schweigen von Emigrationsplänen, weckten Misstrauen und konnten Probleme in der Arbeit mit sich bringen. Jeder wusste, dass der Geheimdienst in den beiden funktionierenden Synagogen, der Jerusalemer und der Altneuen, seine Spitzel hatte. Die Juden sollten sich völlig an die tschechoslowakische Gesellschaft assimilieren.

Durch die öffentlich inszenierten Schauprozesse der spätstalinistischen Phase kehrte die Angst zurück. «Meine ältere Schwester bekam hysterische Anfälle, schrie, dass sie keine Jüdin sein wolle. Sie war es auch nicht, aber ihre Freundinnen hielten sie für eine», erzählt Karol Sidon. 1960 begann er sein Studium an der Prager Filmhochschule, arbeitete später als Dramaturg und schrieb Drehbücher fürs Staatsfernsehen. Dort kam er zum ersten Mal in Berührung mit der Zensur. In einem seiner Drehbücher stand das Wort «Jude», er musste die gesamte Szene umschreiben. Es fiel ihm auch auf, dass die Staatssicherheit viel öfter Juden als Nichtjuden beschattete. Dennoch war die zweite Hälfte der sechziger Jahre für ihn wie für Millionen Tschechen und Slowaken eine Zeit der Hoffnung. Der Wunsch nach mehr Freiheit wurde immer stärker. Die jüngere Generation der Parteifunktionäre forderte eine Korrektur des Regierungskurses und Reformen. Die Zensur in den Medien wurde schrittweise aufgehoben, auch Reisen ins westliche Ausland waren unter Auflagen wieder möglich. Das neue Lebensgefühl konnte man überall spüren. Die Jugend hörte Bigbeat und las Kundera, Hrabal und Ginsberg, Fremde lächelten sich auf dem Weg in die Arbeit an. Die jüdischen Gemeinden knüpften Kontakte mit anderen im westlichen Ausland, von 1964 an erhielten Überlebende Unterstützung von der Claims Conference. Auch nicht-jüdische Intellektuelle interessierten sich auf einmal für jüdische Themen. In den Kinos lief «Der Laden auf dem Korso», ein 1965 gedreh-

ter, Oscar-prämierter tschechoslowakischer Film über den Holocaust und die bislang verschwiegene Kollaboration der Slowakei mit Hitlerdeutschland. Historiker und Zeitzeugen diskutierten vor vollen Auditorien über den Antisemitismus der frühen fünfziger Jahre. Die plötzliche Empathie für das jüdische Schicksal war Ausdruck des Protests gegen ein Regime, das alles Jüdische aus der Erinnerung verbannt hatte. Die Frage, warum die Tabuisierung des Holocaust in der Bevölkerung so lange auf so breite Zustimmung gestoßen war, stellte allerdings niemand.

Das Schicksalsjahr 1968 sollte den jungen Intellektuellen Sidon mit einer neuen Welt bekannt machen. Er nahm Kontakte zur Prager jüdischen Kommunität auf und begann, Hebräisch zu lernen. Außerdem war er das jüngste Redaktionsmitglied der Literaturzeitschrift *Literární Listy*, einer kritischen und einflussreichen Stimme innerhalb der tschechoslowakischen Reformbewegung. Im Januar konnte der Reformflügel den Machtkampf um die Führung in der Kommunistischen Partei für sich entscheiden. Der neue Generalsekretär, Alexander Dubček, wurde mit seinem Programm eines «Sozialismus mit menschlichem Antlitz» zur Identifikationsfigur weit über das Land hinaus. Am 21. August beendeten sowjetische Panzer den kurzen Frühlingstraum. Schon am ersten Tag des Einmarsches gab es in Prag 22 Tote. Kaum ein Ereignis symbolisierte die vergebliche Hoffnung auf einen demokratischen Sozialismus besser als ein Bild, das damals um die Welt ging: Junge Prager trugen über den Wenzelsplatz eine blutbefleckte tschechoslowakische Fahne wie ein Leichentuch. Die Okkupation durch sozialistische Bruderarmeen traf die Menschen wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Eine große Protestbewegung breitete sich im ganzen Land aus. Im April wurde Dubček von dem moskautreuen Gustáv Husák abgelöst, der das Land dorthin zurückführte, wo es schon mal war: unter die sowjetische Macht. Die Zeit der Abrechnung kam. Eine riesige Säuberungswelle, im offiziellen Staatsjargon als «Normalisierung» verklärt, erfasste politische, wissenschaftliche und kulturelle Institutionen, Medien, Universitäten und Betriebe. Auf den Parteiindex kam alles, was auch nur einen Hauch von Prager Frühling hatte, Bücher, Filme, wissenschaftliche Studien.

Das gerade erst wiederbelebte jüdische Leben wurde zurückgedrängt, Repräsentanten der jüdischen Gemeinden mussten ihre Posten räumen. Sie wurden als zionistische Staatsfeinde gebrandmarkt. Ein großer Teil der tschechischen und slowakischen Juden verließ bis Ende 1969 das Land. Dann fiel der Eisernen Vorhang wieder. Der Assimilierungsdruck auf die etwa 4000 Verbliebenen wuchs weiter. Viele verheimlichten ihre Identität, heirateten Nichtjuden und erzogen ihre Kinder nicht religiös. Das Wort «Jude» verschwand aus der Öffentlichkeit. Nach dem Tod des tschechischen Oberrabbiners Richard Feder im Jahr 1970 blieben jüdische Gemeinden ohne Rabbiner. Zwei Jahre später startete der Geheimdienst unter dem Codenamen «Pavouk», Spinne, eine landesweite, streng geheime Aktion. In jeder Bezirksstelle der Geheimpolizei setzten die kommunistischen Machthaber einen Beamten ein, der für die «Judenevidenz» zuständig war. Sie erfassten und meldeten alle «Personen jüdischer Herkunft», die Verbindungen zu ausländischen jüdischen Organisationen hatten, jüdische Presse abonnierten, Synagogen besuchten, Mitglieder eines jüdischen Kulturvereins waren oder Jiddisch lernten. Die mit Namen, Adressen und weiteren persönlichen Daten versehenen Karteien enthielten zudem Angaben über Eltern, Kinder und Geschwister.

Die Niederschlagung des Prager Frühlings brachte Karol Sidon endgültig zum Judentum. «Mir erschienen plötzlich die ersten Worte aus dem Jeremia Klagelied über die Zerstörung Jerusalems», sagt der Rabbiner. Seine Zeitung wurde aufgelöst, er schlug sich als Hilfsarbeiter und Zeitungsverkäufer durch und ging regelmäßig in die Altneu-Synagoge, damals ein Treffpunkt von zugewanderten orthodoxen Juden aus der Slowakei und der Karpaten-Ukraine. Erst dort, erzählt er, sei ihm klar geworden, dass er aus halachischer Sicht gar kein Jude war. «Das störte mich sehr und ließ mich nicht mehr los.» Es dauerte aber noch zehn Jahre, bis er konvertierte. Anfang Januar 1977 gehörte Karol Sidon zusammen mit Václav Havel zu den Erstunterzeichnern der «Charta 77». Sie verurteilten darin die Einschränkung von Bürgerrechten in der Tschechoslowakei. Sidon geriet ins Visier der geheimen Staatspolizei. Es folgten Verhöre und Schikanen, für eine kurze Zeit musste er ins Gefängnis. Schließlich drängte ihn

der Geheimdienst aus dem Land hinaus. 1983 emigrierte der damals 41-Jährige nach Westdeutschland. Er studierte in Heidelberg an der Hochschule für Jüdische Studien, schrieb Theaterstücke und Bücher. Nach dem Zusammenbruch des Regimes im November 1989 holten ihn Funktionäre der Prager Gemeinde zurück. 1992, nach seiner rabbinischen Ordination in Jerusalem, wurde Karol Sidon der erste postkommunistische tschechische Landesrabbiner sowie Oberrabbiner der Prager Gemeinde.

In letzter Zeit denkt er häufig über seinen Rücktritt nach. Seine Arbeit ist größtenteils getan, ein Jüngerer kann jetzt übernehmen. Was er machen wird, weiß der 72-Jährige genau. «Ich bin ein Schriftsteller», sagt er. Drei Monate nach unserem Treffen im Jüdischen Rathaus gab Karol Sidon tatsächlich seinen Rücktritt als Oberrabbiner bekannt, aus Altersgründen, wie es zuerst hieß. Den Posten des Landesrabbiners behielt er. In Prag hielt sich allerdings schon seit Wochen ein Gerücht, das dem dreimal verheirateten Rabbiner noch eine andere Liebe als die zur Literatur zuschrieb. Er habe sich in eine 28-jährige Frau, eine frühere Studentin, verliebt. Wenig später offenbarte Karol Sidon die neue Beziehung und heiratete im Oktober 2016. Wie immer in solchen Fällen, hagelte es hämische Kommentare. Eines aber kann dem Rabbiner niemand streitig machen: Er hat die Prager Juden wieder sichtbar gemacht.

Die Kinder der Maiselgasse

In der Gemeinde gibt heute die Generation der Achtundsechziger den Ton an. Das hat mit einem für das damalige sozialistische Osteuropa fast einmaligen Phänomen zu tun: Im Jüdischen Rathaus in der Maiselgasse trafen sich in den liberaleren sechziger Jahren regelmäßig junge Juden. Sie musizierten, spielten Theater, feierten jüdische Feste und lernten Hebräisch. Die meisten von ihnen waren säkular und wussten nur wenig über das Judentum. Während in Westberlin Studenten ihre Eltern nach ihrer Rolle im NS-Regime fragten, wollten junge jüdische Prager von ihren Vätern und Müttern endlich alles über deren Verfolgung erfahren. Nach 1968 emigrierten

die meisten oder zogen sich zurück, blieben aber in Kontakt. Nach der politischen Wende besetzten die Rebellen von einst die Posten der kommunistischen Gemeindefunktionäre. Ein «Kind der Maiselgasse» ist auch Jan Munk, ein höflicher Mann mit einem modisch kurz geschnittenen, weißen Bart. Das Büro des Vorsitzenden der Prager jüdischen Gemeinde liegt ein Stockwerk über dem Rabbinat. Als junger Gymnasiast rezitierte er Gedichte, die von Konzentrationslagern und vom Tod handelten. Von seinen Mitschülern erntete er dafür nur Spott. Seit dem Zusammenbruch des Kommunismus erlebt das Thema Holocaust in Tschechien eine ungeahnte Konjunktur. Es werden Spielfilme und Dokumentationen gedreht, Gedenktafeln enthüllt und Konferenzen veranstaltet. Anfang der neunziger Jahre zogen im Städtchen Terezín die letzten Soldaten aus. Das Ghetto-Museum entstand. Seit 1991 leitet Jan Munk die Gedenkstätte Theresienstadt, 2012 wählte man ihn zum Vorsitzenden der Prager jüdischen Gemeinde. Der Doppeljob ist nicht einfach, sein Mobiltelefon lässt der 70-Jährige nicht aus der Hand. «Ich muss ran, meine Mitarbeiter aus Terezín rufen mich an», sagt er mit einem entschuldigenden Lächeln, als es schon wieder läutet. Einmal pro Woche, meistens donnerstags, fährt Jan Munk in die Hauptstadt, um sich um Angelegenheiten seiner Gemeinde zu kümmern. Die restlichen Tage verbringt er im 60 Kilometer entfernten Terezín. Zum Glück übernahm er eine Gemeinde, in der vieles von selbst läuft. Während in den meisten jüdischen Gemeinden in postkommunistischen Ländern Geld an allen Ecken und Enden fehlt, geht es den Pragern gut. Sie konnten sich ein modernes Seniorenheim leisten, unterhalten eine koschere Kantine und ein Restaurant, außerdem drei Kindergärten, eine Grundschule und ein Gymnasium. Dass die Geschäfte so gut laufen, hat mit dem großzügigen Restitutionsgesetz unter der Präsidentschaft von Václav Havel zu tun. 1994 bekam die Gemeinde vom Staat das Jüdische Museum zurück, bestehend aus vier Synagogen, der ehemaligen Zeremonienhalle, der Robert-Gutman-Galerie und dem Alten Jüdischen Friedhof. Mit jährlich 500 000 bis 600 000 Besuchern gehört es zu den meistbesuchten Museen landesweit. Der Gemeinde gehören außerdem viele restituierte historische Gebäude, die hohe Mieteinnah-

men bringen. Das ist aber nicht der einzige Grund, warum Jan Munk zuversichtlich in die Zukunft blickt. «Es kommen Kinder zur Welt. Eltern haben sogar Probleme, im Kindergarten einen Platz zu bekommen.» Die demographischen Aussichten in der Prager Gemeinde waren wie überall in der europäischen Diaspora vor 15 Jahren noch düster. Inzwischen ziehen russischsprachige jüdische Familien nach Prag, aber auch einige jüdische Geschäftsleute aus den USA und Israel. Vor allem in Israel hat die Tschechische Republik einen guten Ruf. Das hat mit der relativ stabilen Wirtschaft und der Attraktivität Prags zu tun, aber auch damit, dass es vergleichsweise wenig Antisemitismus gibt. Rechtsextreme Parteien haben bei Weitem nicht so viele Anhänger wie etwa in Ungarn oder in Polen. Nach 1989 knüpfte die Regierung mit Zustimmung der Bevölkerung an die alte israelfreundliche Politik an. Tomáš Kraus, Generalsekretär der Föderation Jüdischer Gemeinden in Tschechien und Mähren, – auch er ist ein Kind der Maiselgasse – spricht sogar von einer versteckten Bewunderung vieler Tschechen für Israel. Im April 1990 reiste Václav Havel als erster Staatspräsident eines postkommunistischen Landes nach Tel Aviv und beendete die diplomatische Eiszeit. Ein Problem hat die kleine Gemeinde aber schon: Unverheiratete junge Männer und Frauen haben es sehr schwer, innerhalb einer derart kleinen Gemeinde einen geeigneten Ehepartner zu finden. Die Gemeindeleitung wünscht sich natürlich Hochzeiten unter halachischen Juden. Nur so kann die schwache Bindung an Traditionen, Bräuche und Werte des Judentums wachsen. Jan Munk rät zum Internet, wo es spezielle Partnervermittlungsseiten für halachische Juden gibt. Romantisch sei das zwar nicht, gibt er zu. Aber es funktioniert. «Ein Gemeindemitglied fand seine Ehefrau in Litauen. Jetzt leben beide hier», erzählt er. Er selbst halte sich an die orthodoxen Regeln nur bedingt, räumt er ein. Während der Feiertage gehe er natürlich in die Synagoge, schließlich habe er als Gemeindevorsitzender eine Vorbildfunktion. Das Problem sind die Essensvorschriften: «Ich kann nur schwer koscher essen, wenn ich nur einmal pro Woche hier bin.» Jan Munk seufzt und wirft einen schnellen Blick auf die Wanduhr. Seit einer Weile zieht verführerischer Speiseruch durch das Treppenhaus herauf. Es ist zwölf Uhr. Er muss

sich beeilen, wenn er noch einen freien Platz finden will. Im Speisesaal sitzen und plaudern schon viele Gemeindemitglieder, unter ihnen auch die letzten Zeugen des nationalsozialistischen Massensmords. Fast könnte man meinen, in das Leben der Prager Juden sei wieder Normalität eingeleitet, würden nicht vor dem Haustor und an beiden Enden der Maiselgasse bewaffnete Männer stehen.

«Ich bade im Judenhass», warnte einst Franz Kafka

Mit Sorge beobachtet Leo Pavlát, Direktor des Prager Jüdischen Museums, wie in Europa mehr als siebenzig Jahre nach Kriegsende der Antisemitismus wieder erstarbt. Wie kaum ein anderer personifiziert der großgewachsene Mann mit schwarzen Augenbrauen unter weißem Haar das neue Selbstbewusstsein des Prager Judentums. Seine Stimme hat Gewicht. Man kennt sie aus Radio und Fernsehen, aus Vorträgen und Büchern. In ihrem Hass auf die Juden und auf Israel seien sich die extreme Rechte, die extreme Linke und radikale Islamisten trotz unterschiedlicher ideologischer Ausgangspositionen einig, warnt der 65-Jährige. Die Situation in Tschechien sei zwar besser als in den meisten europäischen Ländern. Noch gehört das Land zu den für Juden am sichersten. «Die Atmosphäre verschlechtert sich aber auch hier, und das schon seit den neunziger Jahren.» Die Zahl der jüdenfeindlichen Übergriffe hat sich in den letzten Jahren vervierfacht. Vor allem das Internet spielt dabei eine große Rolle. Antisemiten verbreiten eine Verschwörungstheorie, wonach die Juden für die «Islamisierung» Europas verantwortlich seien; so, wie man ihnen im 20. Jahrhundert vorwarf, die Nationalstaaten untergraben zu wollen.

Den Judenhass seiner Landsleute bekam schon Franz Kafka zu spüren. 1899 wurde in einem Wald nahe des Städtchens Polná die Leiche von Anežka Hrušová gefunden, einer jungen Katholikin. Da jemand ihre Kehle aufgeschlitzt hatte, war sofort von einem Ritualmord die Rede. Der Verdacht fiel auf den jüdischen Schuster Leopold Hilsner. Tschechische Antisemiten nutzten den Mord, um gegen die Juden zu hetzen. Im ganzen Land kam es zu antijüdischen Protesten, bei denen Angehörige der tschechischen Intelligenz eine unrühmliche Rolle

spielten. In einem Indizienprozess verurteilte ein Gericht den damals 22-jährigen Hilsner zum Tode, später wandelte der Kaiser das Urteil in eine lebenslange Gefängnisstrafe um. Das verdankte er Tomáš Garrigue Masaryk, Philosophieprofessor an der Karlsuniversität in Prag. In seinen Schriften verurteilte er scharf den Antisemitismus seiner Landsleute. Am 24. März 1918, nach 28 Jahren in einem österreichischen Zuchthaus, kam Leopold Hilsner frei. Ein halbes Jahr später zerfiel die Monarchie, und die Erste Tschechoslowakische Republik mit Masaryk als ihrem Präsidenten entstand. Der neue Staat eröffnete den Juden völlig neue Perspektiven. Die tschechoslowakische Verfassung garantierte ihnen die bürgerlichen und politischen Rechte. Der Jüdische Nationalrat, politischer Vertreter der Juden Böhmens und Mährens, erreichte die Anerkennung der jüdischen Nationalität in der tschechoslowakischen Verfassung. Sie war ein Privileg, kein Stigma wie in den Sowjetrepubliken. Jeder tschechoslowakische Jude konnte sich frei entscheiden, welche Nationalität er wählte. Doch der Hass verschwand nicht sofort. In den ersten Jahren der noch jungen Republik wurden Juden oft auf offener Straße, in Straßenbahnen und Parks beschimpft und verprügelt. «Den ganzen Tag bin ich jetzt auf den Gassen und bade im Judenhass», schrieb Kafka 1920 seiner Freundin Milena Jesenská über die Pogromstimmung auf den Straßen um das Jüdische Rathaus. Masaryks Präsidentschaft zeigte Wirkung. In den dreißiger Jahren wurde die Tschechoslowakei zum Zufluchtsort Tausender Juden und politischer Gegner Hitlers aus dem Deutschen Reich und von 1938 an auch aus Österreich. Sie war eine Insel der Demokratie in einem vom Antisemitismus und aggressiven Nationalismus geprägten Mitteleuropa. An tschechoslowakischen Hochschulen studierten jüdische Studenten aus Ländern, die für Juden einen Numerus clausus eingeführt hatten. Kafka erlebte das nicht mehr, er starb 1924. Seine jüdischen Freunde, die Schriftsteller Felix Weltsch und Max Brod, saßen im März 1939 im allerletzten Zug, der kurz vor dem Einmarsch der Wehrmacht die Stadt verließ. Von den insgesamt 39 400 Prager Juden überlebte den Krieg nur jeder Fünfte.

2015 stellte der populäre tschechische Blogger und Vorsitzende der rechtspopulistischen Partei «Nein zu Brüssel – Neue Demokratie»,

Adam B. Bartoš, an dem Ort, wo einst Anežka Hrušová ermordet worden war, ein Schild auf. Darauf war von «der Notwendigkeit der Lösung der Judenfrage» zu lesen. Zwei Jahre davor veröffentlichte er, offenbar animiert von der Jobbik-Partei in Ungarn, eine Namensliste von bekannten tschechischen Juden. Doch fehlt den Tschechen heute ein Masaryk. Niemand gebot dem Hetzer Einhalt, schlimmer noch: Einige etablierte politische Gruppierungen arbeiten mit seiner Partei zusammen. «Was früher als Skandal galt, geht heute als freie Meinungsäußerung durch», kritisiert Leo Pavlát. Er stellt eine «xenophob-chauvinistische Verschiebung» in der Gesellschaft fest. Betroffen sind vor allem die Roma. Schätzungen zufolge leben in Tschechien, einem Land mit 10 Millionen Einwohnern, 250 000 bis 300 000 Roma, die allermeisten in Armut und sozialer Isolation. Das Verhältnis der meisten Tschechen zur Roma-Minderheit ist von einer besonders starken Intoleranz und Abneigung geprägt, darin unterscheidet sich Tschechien kaum von anderen ost- und südosteuropäischen Staaten. Auf dem Protektoratsgebiet existierten zwei Roma-Lager, als Bewacher waren Tschechen eingesetzt. Die Nazis deportierten etwa 5500 tschechische Roma nach Auschwitz, nur jeder Zehnte überlebte. Man könne die Situation von damals zwar nicht auf heute übertragen, sagt Leo Pavlát. Doch die menschenfeindliche, populistische Anti-Roma-Rhetorik habe Schleusen geöffnet: «Man braucht nur Roma mit Juden auszutauschen, schon hätten wir eine geschichtliche Parallele. Auch damals ging es um Vorurteile, Verallgemeinerungen und um die Kollektivschuldthese.» Eine noch größere Hetze erleben in Tschechien derzeit Flüchtlinge. Auf dem Wenzelsplatz finden immer wieder Anti-Islam-Demonstrationen statt, der tschechische Präsident Miloš Zeman spricht im Zusammenhang mit Flüchtlingen von einer «Invasion» und bezeichnet den Islam als «Kultur der Mörder». Jaroslav Vodička, Vorsitzender des Verbandes der tschechischen Freiheitskämpfer, schimpfte im Mai 2016 bei der Gedenkfeier für die Opfer von Theresienstadt auch auf die Flüchtlinge. Sie würden flüchten, um das Sozial- und Wirtschaftssystem der Tschechen auszunutzen, sagte er. Landesrabbiner Karol Sidon erklärte dazu: «Die Juden sind damals nicht nur deshalb umgekommen, weil die Deutschen sie ermordet

Tschechien

haben, sondern auch aus einem anderen Grund: Weil ihnen der Großteil der Welt den Weg in die Sicherheit verbaut hat.»

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de